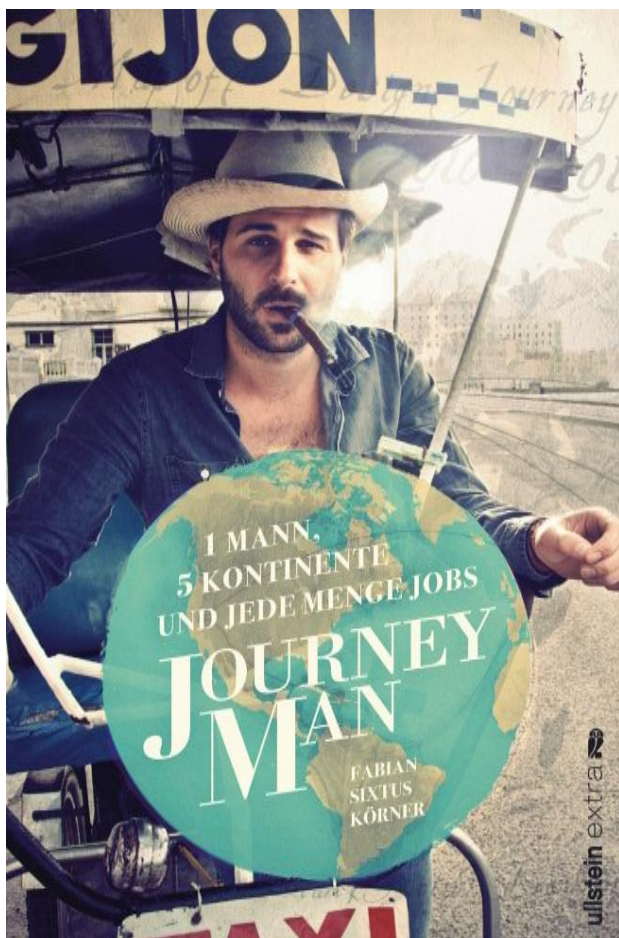


Leseprobe aus:

Fabian Sixtus Körner
Journeyman

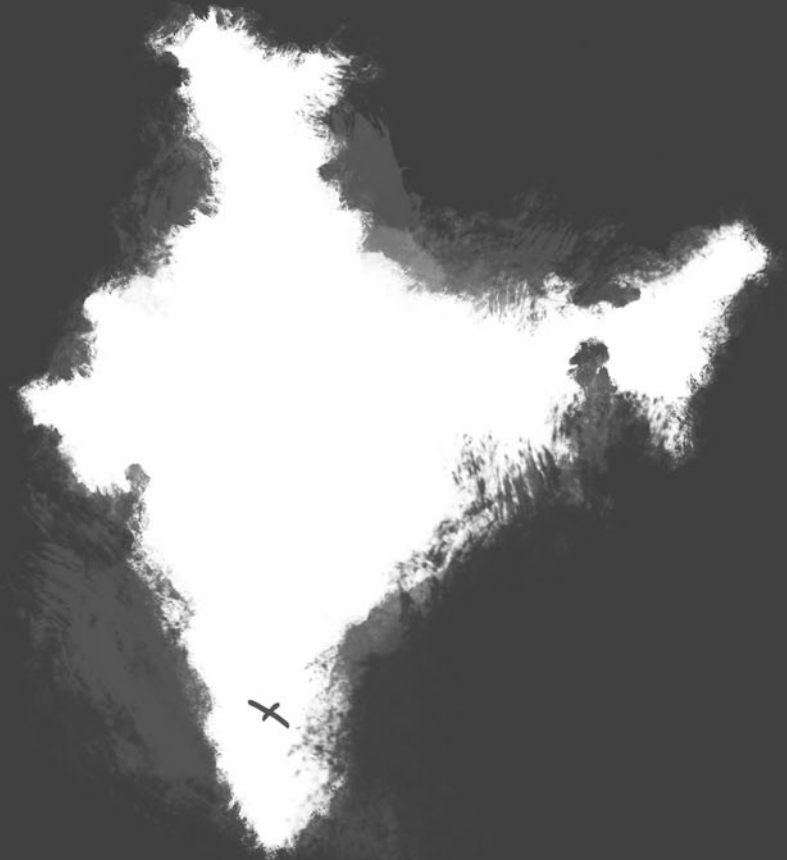


© 2013 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf ullstein-buchverlage.de

#4

HÜRDENLAUF IN
HIPPIESCHLAPPEN



*Bangalore,
Mai - August 2010*

In der Nacht vor meiner Abreise bleibe ich wach. Gegen halb vier Uhr morgens nehme ich mit Azim und seiner Frau Michelle einen letzten Dim-Sum-Snack zu mir. Gegen halb fünf laden die beiden mich am Flughafen ab. Im Wartesaal versuche ich auf dem Marmorfußboden ein wenig Schlaf nachzuholen. Meinen Rucksack umklammere ich in der Löffelchenstellung, die Fototasche ist mit einem Zahlenschloss daran befestigt. Wie ein Obdachloser liege ich da, während ein Strom von Ankömmlingen und Abflüglern in einem Sicherheitsradius von ein paar Metern an mir vorbeifließt.

Auch auf dem Flug nach Mumbai bekomme ich kein Auge zu. Während des Monsuns treffen vermehrt starke Auf- und Abwinde aufeinander, was zur Folge hat, dass das Flugzeug für ein paar Sekunden in den freien Fall versetzt wird, bis es mit einem kräftigen Schlag wieder Luft unter die Tragflächen gepumpt bekommt.

Ich hatte schon immer ein wenig Flugangst. Als ich mit Anfang zwanzig vermehrt auf Reisen ging, musste ich mir eine Taktik überlegen, wie ich Fernflüge so angenehm wie möglich gestalten konnte: Beim Einsteigen lasse ich mein bisheriges Leben an mir vorbeiziehen und denke an all das Schöne, was ich erlebt habe. Glücklicherweise erklimme ich die Gangway – mit der Vorstellung, ich wäre nun tatsächlich in der Lage, mit allem abzuschließen –, und zwar mit einem guten Gefühl. »Wenn es jetzt vorbei ist«, sage ich zu mir selbst, »dann sterbe ich glücklich.« Zugegeben, die Methode mag makaber sein, aber sie funktioniert. Bei starken Turbulenzen einzuschlafen liegt für mich allerdings weiterhin außerhalb des Möglichen. So weit bin ich

mit meiner Selbsttherapie noch nicht gekommen. »Wumm!« Schon wieder ein tiefer Fall, und jetzt muss ich mich doch in den Sitz vor mir krallen. Schweiß bildet sich auf meiner Stirn. Ich drehe mich um, schaue den Gang entlang und sehe einen alten buddhistischen Mönch, der offensichtlich einen Lachkrampf hat. Jeder hat so seine Methoden gegen die Flugangst.

Am späten Vormittag landet die Maschine in Mumbai. Hier habe ich zehn Stunden Aufenthalt, bevor die Anschlussmaschine nach Delhi abhebt. Zeit genug, mir ein ruhiges Plätzchen in irgendeiner Ecke des Flughafengebäudes zu suchen. Nachdem ich die Ankunftszone verlassen habe, biege ich einmal um die Ecke und gelange bei der Abflughalle wieder in die Wartezone. Während ich dem schwerbewaffneten Polizisten am Eingang der Drehtür mein Ticket zeige, nehme ich in Gedanken schon eine präinatale Stellung auf einem der nächstbesten Wartesitze ein.

»Sie können noch nicht rein«, lautet die Ansage. »Internationale Fluggäste ab drei Stunden vor Abflug, Reisende mit Inlandsflügen erst zwei Stunden vorher.«

Das kann nicht sein.

»Was?« Ich bin entsetzt. »Mein Flug geht erst in zehn Stunden.«

Mit einem Schulterzucken antwortet er: »Sicherheitsgründe.«

Verdammt. Ich habe die terroristischen Anschläge im vergangenen Jahr vergessen. Seitdem ist die Stadt zur Sicherheitszone mutiert. Hier komme ich nicht hinein, und bei der Ankunftszone wird es mir genauso gehen. Sich für acht Stunden in Mumbai ein Hotel zu leisten wäre Wahnsinn. Diese Stadt gilt als eine der teuersten des Kontinents. Ich werde hier draußen bei fünfunddreißig Grad, Schwüle, Staub und Baustellenlärm versuchen müssen, die Zeit totzuschlagen. Immer wieder werde ich angesprochen, man bietet mir Sonnenbrillen, Unterkünfte oder Chai-Tee an. Letzteren kippe ich fast stündlich in mich

hinein, um bei Laune und wach zu bleiben. Denn auch die üblichen Verdächtigen sind nicht weit und scheinen nur auf einen schwachen Moment von mir zu warten. Nicke ich ein, gibt mein unbeaufsichtigtes Gepäck eine leichte Beute ab. Vielleicht bin ich in meiner Erschöpfung aber auch paranoid und dichte unbescholtenen Mitbürgern eine dunkle Seele an.

Innerhalb der letzten siebzig Stunden habe ich ganze fünf Stunden geschlafen. Als ich in die Air-India-Express-Maschine steige, ist mir gleichgültig, dass sie aussieht, als hätte sie seit fünfzig Jahren keine Wartung erlebt. Übermüdung ist offenbar auch ein Mittel gegen Flugangst. Die Maschine ist relativ leer, so dass ich eine Dreierreihe für mich alleine habe. Noch bevor wir auf dem Startfeld angekommen sind, bin ich schon über den Wolken und werde erst wieder geweckt, als wir uns drei Stunden später im Landeanflug befinden.

Nach einer nächtlichen Rikscha-Fahrt quer durch Delhi erreiche ich endlich ein Hostel, ein Zimmer, ein Bett. Zum Einschlafen schalte ich den Fernseher ein. Auf den internationalen Nachrichtensendern BBC und CNN kursiert eine Horrormeldung. Sie stammt aus Indien.

Ein Flugzeugabsturz in Mangalore, im Süden des Landes. Es handelt sich um denselben Flugzeugtyp, den auch ich gerade erst verlassen habe, dieselbe Airline. Die Maschine ist zur gleichen Zeit wie die Maschine nach Delhi in Mumbai gestartet, jedoch in südliche Richtung. Von den 160 Insassen haben nur acht schwer verletzt überlebt.

Ich kann es nicht glauben. Nur mit Boxershorts bekleidet sitze ich auf dem Bett und starre auf den Bildschirm, während mir der Schweiß am Körper herunterläuft. Es ist nach Mitternacht, und trotzdem zeigt das Thermometer knappe vierzig Grad an. Das hier ist Wirklichkeit.

Einige Tage später erfahre ich die Unglücksursache. Auf dem Flug nach Mangalore schlief der Kapitän im Cockpit ein und er-

wachte knappe drei Stunden später, genau wie ich, kurz vor der Landung. Schlaftrunken und orientierungslos traf er in einer Notsituation die falsche Entscheidung, setzte trotz schwieriger Lage zur Landung an. Die Maschine schoss über die Landebahn hinaus, brach beim Aufprall in zwei Teile und brannte aus. Die Untersuchungskommission fand heraus, dass der Kapitän sich bis kurz vor der Landung in absolutem Tiefschlaf befunden hatte. Es war das erste Mal in der Geschichte der Luftfahrt, dass ein Flugschreiber Schnarchlaute aufzeichnete.

Indien ist eine Herausforderung aller Sinne. Auf Fotografien und in Reisereportagen werden meist farbenprächtige Motive, großartige Bauten wie der Taj Mahal und der Goldene Tempel von Amritsar oder atemberaubende Natur präsentiert. Was fehlt, sind die vielen intensiven Gerüche, darunter unglaublich wohlduftende und gänzlich abstoßende, die Temperaturen von weit unter null in den Bergregionen bis zu rund sechzig Grad in städtischen Gebieten des Tieflands, der Staub, der einem bei schwül-heißer Luft ständig den Rachen versendet, sich millimeterdick über das Land legt und den intensiven Farben einen antiken Schleier überwirft, und natürlich die vielen Menschen, die einem näher zu kommen scheinen als an jedem anderen Ort der Welt. Die körperliche Distanz ist wohl schon aufgrund der riesigen Bevölkerung viel geringer als in Deutschland. Einmal fragte mich ein Bekannter, wo auf dieser Erde es am aufregendsten sei. Ich würde diese Frage heute genauso beantworten, wie ich es damals getan habe: »In Indien.« Nirgendwo sonst findet man in der zivilisierten Welt noch das ursprüngliche, das echte Abenteuer.

»Ich hab dich so sehr vermisst«, flüstere ich Metteline ins Ohr. Wir stehen seit Minuten in einer Umarmung verschlungen in der Ankunftshalle des Flughafens. Heute kümmern wir uns

nicht darum, dass sich das in Indien nicht gehört und die Einheimischen sich an so viel Körperkontakt stören könnten. Es macht uns auch nichts aus, dass gleich vier Rikscha-Fahrer nur eine Armlänge entfernt von uns stehen und uns angaffen.

»Endlich hab ich dich wieder«, flüstert Metteline zurück. Nach dem langen Flug aus Kopenhagen ist sie müde, doch bei sechsunddreißig Grad Zimmertemperatur verläuft die erste gemeinsame Nacht nach über vier Monaten nicht ganz nach unserer Vorstellung. Wie zwei Eiskugeln zerlaufen wir auf dem Laken. Gleich am nächsten Morgen nehmen wir den Bus, raus aus der Hitze der Stadt, hinauf in den kühleren Norden am Fuße des Himalayas. Schon bei dieser ersten Fahrt gehen wir einem Betrüger ins Netz, der uns die Tickets für das Doppelte des Normalpreises verkauft. Der Bus startet mit dreistündiger Verspätung. Für eine Strecke, die normalerweise in zwölf Stunden bewältigt wird, brauchen wir vierundzwanzig, die Klimaanlage fällt aus, und es gibt drei Reifenpannen. Auch das ist Indien und gehört zum Abenteuer. Man wird tagtäglich auf die Probe gestellt. Wie lange hält man das durch? Die Reises Strapazen, die Hitze, das Durcheinander, die völlig andere Auffassung von Organisation und dazu vielleicht noch die ein oder andere Lebensmittelvergiftung. Wahrscheinlich steht Meditation in den zahlreichen Aschrams, gerade für Touristen, auch deshalb so hoch im Kurs. Als eine Art Durchhaltepraktik. Die Gurus freuen und vermehren sich.

Wir stoppen in McLeod Ganj. Einst ein kleines Bergdorf, zieht es heute gleichermaßen Anhänger des Buddhismus und Touristen an. In ihren Fisherman Pants belagern sie Hängematten auf Dachterrassen, praktizieren Yoga, meditieren, tanzen und rauchen *Charas*, das handgeriebene Haschisch aus der Region. Schon seit Jahrzehnten schwappt die Neohippiewelle jeden Winter durch Goa und im Sommer nach Norden in die Berge. Grund für die Attraktivität des Dorfes ist ein glatzköpfi-

ger Mann mit Goldrandbrille und unwiderstehlichem Lächeln – Tenzin Gyatso, Seine Heiligkeit, der 14. Dalai-Lama.

Nach seiner Flucht vor der chinesischen Regierung aus Tibet fand er in Indien Asyl. Die tibetische Exilregierung hat hier ihren Sitz, genau wie die ranghöchsten Mönche des monastischen Ordens. Ein prächtiges Kloster steht am Dorfrand, bevölkert von betenden Mönchen und mindestens ebenso vielen fotografierenden Touristen. Wenn die Anwesenheit Seiner Heiligkeit verkündet wird, muss man die Mönche im Getümmel suchen. Jeder hofft bei diesen seltenen Gelegenheiten, einen Blick auf den Charismatiker zu erhaschen. Trotz der Menschenmassen, die sich durch die engen Gassen des Dorfes zwängen, gefällt es mir hier – oder vielleicht gerade deswegen: Die Stimmung ist überraschend entspannt.

Vor unserer Anreise habe ich von Organisationen gehört, die stets auf der Suche nach professionellen Workshop-Leitern aus dem Kreativbereich sind. Ein Job für meine dritte Walzstation? Ich betrete das Büro einer Non-Profit-Organisation, die neben Englischunterricht für Tibeter Workshops wie Webdesign oder Fotografie anbietet. In einem kleinen, dunklen Zimmer sitzt eine Tibeterin hinter einem Flatscreen.

»Hi, ich bin Fabian und wollte meine Dienste für einen Ihrer Workshops in Graphikdesign oder Fotografie anbieten«, stelle ich mich vor.

»Herzlich willkommen. Wann würdest du denn hier sein können?«, fragt mich die junge Frau.

»Ich werde noch ein wenig herumreisen und dürfte in ungefähr vier Wochen wieder zurück sein.«

»Im Juli sind wir leider schon ausgebucht«, verkündet sie, nachdem sie ihren Terminkalender befragt hat, »und auch im August. Wie wäre es im September? Da hätten wir noch einen Platz für Webdesign frei. Leider nichts mehr für Fotografie.«

Ich muss mich verhöhrt haben. Ausgebucht? Diese Nachricht verwirrt mich. Ich biete meine Dienste ohne finanzielle Entlohnung an und möchte nichts buchen. Deshalb verabschiede ich mich höflich und trete hinaus auf die Straße, hinaus ins Licht. Erleuchtung gehört zum Buddhismus genau wie die Butter aufs Brot. Dass ich sie aber in solcher Form erfahre, bestürzt mich. Während ich den Weg zurück zum Hostel einschlage, sehe ich zuerst das Dorf und dann die Welt in neuem Zusammenhang. Gegensätze, die ich vorher kaum bemerkt habe, fallen mir nun ins Auge. Der Unterschied in der Lebensweise der Exiltibeter und der einheimischen Inder könnte nicht größer sein. Viele Tibeter sehen aus, als wären sie erst kürzlich von einem Shoppingurlaub aus Stockholm zurückgekehrt. Skinny Jeans und V-Necks, so tief es eben geht, Ray-Ban-Sonnenbrillen und Markenturnschuhe. Während sie am Chai-Stand stehen und ihren Tee trinken, geistern Inder in zerschlissenen Gewändern umher, erbetteln mit aufgehaltener Hand etwas Nahrung oder ein paar Rupien.

Abends gesellt sich ein englischer Aussteiger, der seit sechzehn Jahren hier wohnt, zu Metteline und mir an den Tisch. Bei einem Bier erklärt er uns, wie es zu dieser Entwicklung kommen konnte.

»Es ist nicht gut, wie das läuft. Die Tibeter hier bekommen ihre Ausbildung umsonst. Ihre Geschäfte laufen gut. Die Inder der Region sehen das natürlich, es rumort schon seit Jahren. Der Dalai-Lama ist eine Medienmaschine in Perfektion, er geht bei den Mächtigen der Welt hausieren und bekommt finanzielle Unterstützung von Geldgebern aus aller Welt.«

»Das kann ich mir vorstellen«, sagt Metteline. »Ich kenne kaum Menschen auf diesem Planeten, außer vielleicht den Chinesen, die den Tibetern keine Autonomie gönnen. Erst vorhin hab ich einen *Free Tibet!*-Aufkleber in einem der Souvenirläden gekauft.«

Auch ich hatte lange Zeit die tibetische Flagge als Anstecker an meinem Rucksack befestigt. Nicht dass ich das jetzt als falsch empfinde. Aber die Ablehnung heute Mittag hat mich nachdenklich gemacht. Die Spendenhilfe für Exiltibeter hat eigentlich nichts mit ihrer politischen Befreiung zu tun. Aber bevor wir hier aufgeschlagen sind, war das für mich das Gleiche. *Tibet und den Tibetern muss geholfen werden*. Jetzt glaube ich, dass die einheimischen Inder in dieser Region mindestens genauso viel Unterstützung verdienen.

»Aber wer wollte es dem Dalai-Lama verübeln«, sagt der Brite, »er ist für sein Volk verantwortlich und tut sein Bestes. Dennoch glaube ich, dass die Sache bald eskaliert.«

Metteline und ich setzen unseren Roadtrip in nördlicher Richtung fort, nach Kaschmir.

Als wir frühmorgens am Busbahnhof in Dharamsala auf den Bus nach Jammu warten, beginnt mein Magen aggressiv zu rumoren. Das scharfe Curry vom gestrigen Abend kündigt seinen Auszug an. Ich begeben mich zu der nächsten öffentlichen Toilette, etwas, was ich normalerweise vermeide. Schon der Anblick der sanitären Anlagen verursacht bei mir Naserümpfen – und der Geruch der Wirklichkeit verschlimmert die Begegnung um ein Vielfaches. Da die Busfahrer gewöhnlich nur einen Stopp auf halber Strecke einlegen, bleibt mir aber keine andere Möglichkeit.

Ohne große Hoffnung frage ich den Kassierer, ob er etwas Papier für mich hätte. Mittlerweile schlägt mein Magen Alarm. Ich merke, wie die Zeit abläuft. Wie erwartet schaut der Mann mich ungläubig an.

»Dort drinnen steht eine Tonne mit Wasser, nimm dir, so viel du magst.«

Jetzt wird es wirklich ernst, aber ich wage noch einen Versuch.

»Ich bin es nicht gewohnt, mir mit der bloßen Hand den Hin-

tern zu säubern, und deswegen brauche ich unbedingt und ganz dringend Toilettenpapier.«

Er macht ein Gesicht, als hätte er noch nie von der Möglichkeit gehört, weiches Papier von einer Rolle zu ziehen und dieses für den schmutzigen Job zu verwenden. Doch dann sagt er etwas, was ich nicht erwartet habe – besser gesagt, er stellt eine Frage:

»Wenn du in Scheiße gefasst hast, dann wischst du sie doch auch nicht mit Papier weg, sondern wäschst dir die Hände, oder? Warum solltest du mit deinem Hintern anders umgehen?«

Ich kann mich nicht daran erinnern, in einer Notsituation jemals eine überzeugendere Argumentation gehört zu haben ...

Die Busfahrt verläuft ohne Probleme und unangenehme Zwischenfälle. In Jammu steigen wir in einen Jeep um, das öffentliche Verkehrsmittel für die höheren Lagen, wo sich schmale Straßen in Serpentinaugen um die Felsmassive schlängeln.

Kaschmir ist seit jeher ein umkämpftes Gebiet, jahrelanger Konfliktherd zwischen Indien und Pakistan. Die Straßen auf dem Weg nach Srinagar, Kaschmirs Sommerhauptstadt, sind belagert von Soldaten in Kampfmontur. Neben Lastkraftwagen sind vor allem Armeefahrzeuge unterwegs. Auf den engen Bergpässen werden sie zur Gefahr. Viele Fahrer rasen um die Kurve, ohne andere Verkehrsteilnehmer zu beachten. Ein Blick von den ungesicherten Straßen hinunter in die kilometertiefen Schluchten offenbart zahlreiche Gerippe abgestürzter Busse, Motorräder und Jeeps. Unseren Fahrer scheint dies nicht zu stören. Immer wieder setzt er zum Überholen an, leider auch, wenn die Möglichkeit gar nicht besteht. Metteline zerdrückt vor Nervosität fast meine Hand, und in meinem Nacken bilden sich immer dickere Tropfen Schweiß. Als wir bei einem erneuten Überholmanöver nur knapp am Rand der Schlucht vorbeischrammen, reicht es mir. Nervös klopfte ich dem Fahrer auf die Schulter.

»Warum tun Sie das? Wenn Sie so weiterfahren, kommen wir vielleicht nie an. Wollen Sie das? Sie haben doch bestimmt Familie. Bitte fahren Sie langsamer. Für uns und für Ihre Familie.« Er schaut mich fragend an. Ich flehe ihn an, die Straßenschilder zu beachten, die entlang des Weges aufgestellt sind: *Speed thrills but kills! After Whisky driving risky! Oder: Don't be silly in the hilly!*

Ich ernte ein Lachen. »Haha, *inschallah!* Wenn Gott will, werden wir ankommen.«

Wir sind wieder in muslimischem Gebiet. Wer sich vor einem Kaschmirbesuch über die Region informiert, wird auf Warnungen des Auswärtigen Amtes stoßen: »*Wegen der Gefahr terroristischer Gewalttaten und unvorhersehbarer Auseinandersetzungen zwischen Demonstranten und Polizei bzw. Armee wird von Reisen in ländliche Gebiete des Landesteils Kaschmir, insbesondere nach Sopore im Distrikt Baramullah sowie in den Distrikt Kupwara, abgeraten. Erforderliche Reisen nach Srinagar sollten auf dem Luftweg erfolgen.*«

Als wir im Herzen Kaschmirs ankommen, habe ich keine paradisiischen Erwartungen. Doch vor uns liegt eine der schönsten Gegenden, die ich je gesehen habe. Jetzt im Sommer sind die Berge in sattes Grün gekleidet. Der Dal-See und die darauf treibenden Hausboote verleihen Srinagar ein magisches Antlitz – eine Kulisse, wie gebaut für einen orientalischen Abenteuerfilm. Die Gebetsrufe der Muezzine aus den drei großen Moscheen rund um den See werden mehrmals täglich über das Wasser getragen. Wenn sie sich in der Mitte vereinen und gemeinsam an den Ufern stranden, rückt der Krieg scheinbar in weite Ferne. Kaschmir könnte wohlhabend sein, gäbe es den Konflikt nicht. Die Stadt im Himalaya hat das Potential, Touristenmagnet zu sein: angenehmes Klima im Sommer, beste Voraussetzungen für ein spektakuläres Skigebiet im Winter. Die Menschen hier wissen das und scheinen daran zu verzweifeln. Aggressiv werden

uns Hausboote und Gondelfahrten auf dem See angeboten, geführte Bergtouren und Hotelzimmer zu Dumpingpreisen. Politik und Medien haben den Menschen hier dieses Leben diktiert. Dass die Reisewarnung für Kaschmir nun schon so viele Jahre besteht, hat die Region vernichtet. Der Tourismus ist tot, viele Gondeln und Hausboote treiben leer über den Dal-See. Ein paar Sprengstoffgürtelträger sind der internationalen Presse Grund genug, der Region weiterhin den Gefahrenstempel aufzudrücken, und zerstören damit die wirtschaftlichen Stärken einer ganzen Region. Die Besucher bleiben weiterhin aus.

Die Kaschmiri versuchen deshalb verzweifelt, die Reiselust auf ihr Land wieder zu entfachen. Ein älterer Herr spricht uns auf der Straße an.

»Guten Tag, aus welchem Land stammen Sie?«, möchte er wissen.

»Ich komme aus Dänemark«, erklärt Metteline.

»Und ich bin Deutscher.« Ich reiche dem vornehm wirkenden Mann die Hand.

»Habt ihr schon zu Abend gegessen?«, fragt er nun. Metteline und ich schauen uns an. Das haben wir nicht – aber wir hatten uns darauf gefreut, nach der langen und nervenaufreibenden Fahrt etwas Zeit auf unserem Zimmer verbringen zu können. Andererseits lasse ich mir Möglichkeiten, mit Einheimischen zusammen zu sein, nur ungern entgehen. Mit einem Schulterzucken und einem Lächeln gibt Metteline mir ihr Einverständnis zu diesem Abenteuer. In dieser Situation fällt mir auf, wie luxuriös das Zusammensein mit einem Menschen ist, mit dem man sich auch wortlos verständigen kann.

In einem Restaurant in einer dunklen Gasse gesellen wir uns an den Tisch der Kaschmiri, die uns freudig begrüßen und sofort neue Köstlichkeiten bestellen. Reis, Linsen, Gemüse und etwas, das einem deutschen Rindergulasch ähnelt. »Das nennen wir Rogan Josh. Es besteht aus Lammfleisch und wird euch

phantastisch schmecken, da bin ich mir sicher«, erklärt unser Gastgeber. Es sind ausschließlich Männer hier, und ich merke, dass Metteline dieser Umstand nervös macht. Es geht keinerlei Aggression von den bärtigen Männern in ihren *Pherans*, den nachthemdartigen Gewändern, aus, aber es schwingt eine unterschwellige Forderung mit. Eine Forderung nach dem Motto: Eine Hand wäscht die andere. Wir werden mit Gastfreundschaft überhäuft und wissen, wir müssen den Menschen hier etwas zurückgeben. Während mir in Malaysia stets beteuert wurde, ich brauche mich nicht zu revanchieren, wird es mir in Kaschmir ohne Umschweife deutlich gemacht.

»Gefällt es euch hier bei uns?«, fragt uns der alte Mann.

Alle am Tisch warten gespannt auf unsere Antwort.

Natürlich bejahen wir diese Frage. Was sollten wir auch sonst nach einem spendierten Abendessen sagen?

»Fühlt ihr euch sicher?«

Wir bejahen auch diese Frage.

»Dann sagt bitte, BITTE euren Freunden und Familien, sie sollen Kaschmir besuchen kommen. Wir brauchen den Tourismus hier.« Während er diese Worte spricht, hält er meine Hände fest. Er schaut mich eindringlich an, wartet auf eine Reaktion. Ich verspreche ihm, seiner Aufforderung nachzukommen, was ich hiermit tue:

GEHT NACH KASCHMIR! ES IST WUNDERSCHÖN DORT.

Genau einen Tag später wird mein Vertrauen auf eine harte Probe gestellt. Auf dem Weg ins östlich gelegene Ladakh legen wir einen nächtlichen Zwischenstopp in der Stadt Kargil ein. Während wir im ersten Stock eines Restaurants sitzen, dringen aufgebrauchte Stimmen von der Straße zu uns her. Als sich Sprechchöre aus dem Stimmengewirr herauskristallisieren, geht Metteline zum Fenster.

»Eine Demonstration.« Sie klingt besorgt. »Da unten sind

ziemlich viele Menschen, und sie sehen sehr verärgert aus.« Jetzt will ich mir die Sache auch anschauen. Die Demo ist das Abbild der Berichte, die man aus den Nachrichten kennt: ein aufgebracht Mob mit Flaggen, großen Plakaten und Spruchbändern, Fackeln, Schusswaffen. Die Fäuste in die Luft gereckt, die Mienen bitter, skandieren die Demonstranten unverständliche Einzeiler.

»Eine Demonstration gegen Israel«, erläutert mir der Kellner, der sich unbekümmert über das Fensterbrett lehnt.

»Das haben wir doch gestern noch im Fernsehen gesehen. Irgendwo vor der Küste Israels gab es einen Zwischenfall, bei dem mehrere Menschen starben«, erinnert sich Metteline aufgeregt. Auch ich erinnere mich. Die israelische Marine enterte eine türkische Flotte, die Hilfsgüter nach Gaza bringen wollte. Bei der Aktion kam es auf einem der Schiffe zu einer Auseinandersetzung, die neun türkische Aktivisten das Leben kostete. Nun versammeln sich die Muslime der Welt, um in ihrem Unmut gehört zu werden. Blöd nur, dass ich aussehe wie der durchschnittliche Backpacker aus Israel. Ein dichter Bart verdeckt mein Gesicht, meine Haare wuchern seit einem halben Jahr vor sich hin. In Indien trifft man auf erstaunlich viele Israelis. Nach dem Militärdienst begeben sich zahlreiche junge Frauen und Männer auf Reisen, die Mehrheit davon nach Indien. Viele von ihnen machen einen Bogen um das muslimische Gebiet im Nordwesten, einige trauen sich jedoch auch hier durch, für gewöhnlich ganz ohne Probleme.

»Ihr wartet besser, bis das vorbei ist«, rät der Kellner. Ein unnötiger Ratschlag.

Als sich die Menge zerstreut hat, wagen wir es, den Weg zurück ins Hostel anzutreten. Die Kapuze meines Pullovers tief ins Gesicht gezogen, husche ich an den Lichtkegeln der Straßenlaternen vorbei, doch schon bin ich entdeckt – meine Tarnung ist aufgefliegen. In dem Menschengewirr habe ich außerdem

Metteline verloren. Panik steigt in mir auf, als ein junger Kaschmiri Anfang zwanzig von der gegenüberliegenden Straßenseite geradewegs auf mich zukommt, abrupt vor mir stehen bleibt und mir den Weg abschneidet. In seiner Hand wiegt er einen schweren Stock.

»Wo kommst du her?«, fragt er zielgerichtet.

»Deutschland«, erwidere ich in aufsteigender Stimmlage, meine Antwort klingt nach einer Gegenfrage. Dabei schaue ich mich nervös nach Metteline um.

Gespräche wie diese sind in Indien eigentlich nicht ungewöhnlich. Gehe ich in einer indischen Stadt spazieren, kann ich mir sicher sein, dass ich angesprochen werde.

»Woher kommst du? Bist du verheiratet? Wie viel Geld verdienst du?« Inder sind an Besuchern ihres Landes sehr interessiert. Und aus genau diesem Grund werde ich nun nervös: Die Unterhaltung bricht schon nach meiner Antwort über meine Herkunft ab. Der junge Kaschmiri mustert mich ein paar endlos scheinende Sekunden. In seinen Augen spiegeln sich die Lichter der Fackeln, die hinter mir immer noch unter dem Nachthimmel tanzen. Ein paar andere Jungen, die die Szene mitbekommen haben, steuern nun auch auf mich zu. Das »Gespräch« nimmt eine Wendung, noch bevor die Situation ungemütlich wird. Als der Typ von der Wahrheit meiner Auskunft überzeugt zu sein scheint, gibt er ein knappes »Okay« von sich und verschwindet wieder.

Fast zur selben Zeit taucht Metteline hinter mir auf.

»Fabian, wo warst du? Die Situation ist mir echt nicht geheuer«, sagt sie aufgebracht.

»Lass uns einfach verschwinden.« Hastig greife ich nach ihrer Hand.

Ich fühle mich nicht erleichtert, nachdem diese Situation glimpflich verlaufen ist, nein, ich fühle mich schuldig. Schuldig dafür, dass meine deutsche Herkunft mich womöglich vor einer

Meuchelei bewahrt hat, während ein Israeli in solch einer Situation um sein Leben fürchten müsste. Weil er ist, was er ist, und weil er glaubt, an was er glaubt.

Ich muss raus hier.

Die sechzehnstündige Fahrt von Srinagar zur ladakhischen Hauptstadt Leh kommt mir vor wie eine Reise einmal um den Globus, so viele verschiedene Landschaften ziehen an uns vorbei. Von den grünen Hügeln des Kaschmirflachlands geht es durch die Wetlands, eine Gegend, die an Schottland oder Neuseeland erinnert, hinauf in die Gletscher. Unser Jeep fährt durch Eistunnel, alles ist weiß, selbst der Himmel. Irgendwann geht das Weiß zurück ins Grün und verwandelt sich daraufhin in einem sanften Verlauf ins Rötlich-Braune. Eine endlos scheinende Wüste auf über viertausend Metern umschließt die Hauptstadt des buddhistischen Gebietes. Die Menschen in ihrer Sanftmut scheinen uns ohne körperlichen Kontakt zu umarmen. Die Aufregung der vergangenen Tage fällt von uns ab wie eine alte Hautschicht.

Für mich ist unsere Art zu reisen ungewohnt. Ich habe keinen Computer dabei, kann nicht in die Arbeit oder ins Internet fliehen, falls einmal Langeweile aufkommt. Meinen Laptop habe ich in Delhi zurückgelassen, um mich genau dieser Situation auszusetzen. Hin und wieder verbringe ich natürlich schon etwas Zeit in Internetcafés, lade Fotos oder Artikel auf meinen Walzblog und schreibe E-Mails. Aber eine Flucht in die Parallelwelt ist nicht möglich. Es hat fast therapeutischen Wert. Zum allerersten Mal verbringen wir jede Minute zusammen, über mehrere Wochen hinweg. Dabei treten Reibungspunkte auf, die wir bisher nicht kannten.

»Wenn wir durch die Straßen laufen, gehen wir nebeneinander her, als wären wir bloß Freunde«, sagt Metteline beim Mittagessen. Ich habe schon geahnt, dass mein Verhalten in der

Öffentlichkeit für sie ein Problem darstellt, aber es hat mehrere Wochen gedauert, bis es endlich zur Sprache kam.

»Ja, ich weiß«, antworte ich, »ich fühle mich in Indien so einfach wohler. Einheimische laufen nicht Hand in Hand in der Öffentlichkeit herum – und diese Zurückhaltung würde ich gerne respektieren. Indem ich auch darauf verzichte.«

»Aber wir sind keine Inder. Und es geht hier nicht nur um dich und deine Gefühle, sondern auch um meine. Ich fühle mich nicht wohl dabei, nur neben dir herzulaufen«, macht sie mir deutlich.

»Ich weiß, aber es geht einfach nicht. Ich kann das nicht. Das musst du respektieren«, bitte ich sie.

Es bleibt einer der größten Streitpunkte zwischen uns. Ich stecke tief in meinem Projekt, das ich seit Monaten alleine durchführe. Auf Pärchenmodus umzuschalten fällt mir schwer. Genauso, wie Metteline vieles schwerfällt, die nur meinewegen in dieses fremde Land geflogen ist. Ein Land, in dem es sich als Frau nicht immer angenehm lebt. Ständig wird sie von den indischen Männern angestarrt, ansonsten aber ignoriert. Niemand richtet das Wort an sie. Alle behandeln sie wie Luft – außer den Kindern. Sie greifen ihr regelmäßig in die goldblonden Haare und berühren ihre helle Haut, aus Neugier auf ihre Andersartigkeit.

Neben den mentalen Herausforderungen sind da die körperlichen Probleme. Zwar bleibt uns der *Delhi Belly* (Lebensmittelvergiftung, die viele Indienreisende ins Krankenhaus zwingt) erspart, aber nicht die mildereren Formen von Magen-Darm-Infekten. Kurzatmigkeit, Erschöpfung und Kopfschmerzen aufgrund der Höhe von über viertausend Metern machen uns zu schaffen. Nach fünf Monaten im Fernen Osten vermisse ich das deutsche Brot von Tag zu Tag schmerzlicher. Was würde ich für eine Scheibe frisches Roggenbrot mit Käse und eine Apfelschale geben. Hier gibt es nur saure Teigfladen, die sogenannten

Chapati, und chemisch hergestellte rote und gelbe Marmelade – eine Art Zuckergelee mit Farbstoff.

Auf einer Bergtour über den fünftausend Meter hohen Gandala-Gebirgspass stoße ich zudem an meine körperlichen Grenzen. Die letzten sechshundert Höhenmeter schleppe ich mich in acht Stunden zum Gipfel hinauf, wo ich erst einmal zusammenbreche. Ich leide an Höhenkrankheit.

»Du schaffst das«, motiviert mich Metteline. »Ab jetzt geht es wieder in niedrigere Lagen. Und ich bin bei dir.« Es sind extreme Zeiten für eine Beziehung, die von einigen unserer Bekannten schon zu Beginn mit einem zweifelnden Kopfschütteln bedacht wurde. Wir beide wussten aber, worauf wir uns einließen: eine Fernbeziehung, in der vorerst keine gemeinsame Entwicklung möglich sein wird. Und wenn wir uns sehen, dann nur in Extremsituationen wie hier im Himalaya.

Ich liege im Schnee, den Blick gen Himmel, dessen blasses Weiß nur hin und wieder von buddhistischen Gebetsflaggen durchbrochen wird. Der eisige Wind bläst mir vereinzelte Schneeflocken auf die spröden Lippen.

»Wenn wir das hier alles unbeschadet überstehen«, keuche ich, »dann wird uns nichts mehr trennen.«

Innerhalb der letzten Wochen als Backpacker hätte ich eigentlich genügend Zeit, mir den nächsten Kurzjob zu suchen, doch nach der Pleite mit dem Dalai-Lama in McLeod Ganj und mit Metteline an meiner Seite lasse ich lieber die Seele baumeln. Nicht, weil ich nicht weitermachen will, sondern weil ich davon überzeugt bin, dass ich etwas finden werde, wenn die Zeit reif ist. Manchmal verlasse ich mich gerne nur auf mein Gefühl. Und das ist hinsichtlich meines Projekts ein positives.

Ich bin wieder allein, reise auf mich selbst gestellt. Gestern Abend hat Metteline den Flug zurück nach Kopenhagen genommen. Sie hinterlässt mich in einem schimmligen Zimmer

auf einem schmutzigen Laken, alle Gliedmaßen von mir gestreckt. Wir sind lebendig von der wilden Reise nach Delhi zurückgekehrt – und wir sind weiterhin ein Paar. Ich bin nun wieder auf Low-Budget-Reisen in seiner Extremform umgestiegen und habe mich direkt in die günstigste Herberge von Paharganj in Delhi einquartiert. Während ich so daliege und meine Gefühle nicht richtig einordnen kann – irgendwo zwischen Traurigkeit darüber, dass ich Metteline nun wieder vermissen werde, und aufkeimendem Abenteuergeist –, versuche ich den Plan für einen erfolgreichen Projektaufenthalt in Indien zu entwickeln.

Ich schreibe an einen niederländischen Bekannten, den ich auf einer früheren Reise in Bangkok kennengelernt habe. Er war anschließend nach Indien gereist, um dort ein halbes Jahr zu arbeiten. Vielleicht kann er mir nun bei meiner Jobsuche behilflich sein. Am Mittag bekomme ich die Rückmeldung, er habe meine Anfrage an seine Freundin weitergeleitet, die Produktdesign in Bangalore studiere. Nur wenige Stunden später schickt seine Freundin mir eine E-Mail mit Links, Tipps, Daten und Eckdaten zu möglichen Projekten in Bangalore. Sie rät mir, einen Architekten anzurufen, der ein Freund ihrer Familie ist und schon von ihr eingeweiht wurde.

Architektur, schon wieder? Ich bin mir nicht sicher, ob ich das möchte, aber noch viel weniger möchte ich einen Misserfolg riskieren. Der Architekt gibt sich kurz angebunden:

»Hallo, Fabian. Komm am besten bei mir im Büro vorbei. Die Adresse schicke ich dir per E-Mail. Melde dich, wenn du in der Stadt bist. Dann machen wir einen Termin aus.«

Ich sage zu, kümmere mich um die Weiterreise von Delhi nach Bangalore, aber Moment: Wo eigentlich liegt Bangalore?

Ein Blick auf die Karte lässt mich seufzen. Zweitausend Kilometer Luftlinie liegen zwischen mir und einer kleinen Chance auf einen Job, der mir vermutlich gar nicht zusagt. Dennoch habe ich ein gutes Gefühl bei der Sache. Noch am selben Tag

besorge ich mir ein Zugticket, in der festen Überzeugung, dass auch eine Zugfahrt von fünfunddreißig Stunden vorübergeht. Indien hat eine Konstante: Man kann sich darauf verlassen, dass man sich auf nichts verlassen kann. Das Land scheint manchmal auf einem anderen Planeten zu liegen. Wenig funktioniert hier so, wie es das in Deutschland tut, und doch funktioniert es irgendwie. Züge fahren eine Stunde zu früh oder zwei Stunden zu spät ab und kommen trotzdem zur geplanten Zeit am Ziel an. Wenig ist unmöglich hier in Indien, aber die kleinste Unternehmung erfordert ein Höchstmaß an körperlicher und geistiger Anstrengung. Es ist, als müsste ich jedes Mal, wenn ich einen kleinen Finger krumm machen will, alle Muskeln meines Körpers testweise anspannen, bis ich den richtigen gefunden habe.

Sitzen ist wichtig für den Körper. Schon wieder bin ich um eine Erkenntnis reicher. Meine Pritsche ist die oberste von drei übereinanderliegenden im ausgebuchten Schlafwagen des Zuges von Delhi nach Bangalore. Tagsüber wird die mittlere Pritsche hochgeklappt, so dass die unterste als Sitzbank genutzt werden kann. Allerdings bietet diese nur in der Theorie Platz zum Sitzen. Bei Tagesanbruch haben längst die anderen ihr Gepäck darauf ausgebreitet. Merkwürdig gekrümmt kauere ich auf meiner Pritsche, mein Hinterkopf berührt die Waggondecke. Ähnlich muss es sich anfühlen, inhaftiert zu sein. In meiner Phantasie ist der Zug mein Gefängnis, mein Abteil eine Gemeinschaftszelle, und als Neuankömmling muss ich mich mit der ungemütlichsten aller Pritschen zufriedengeben.

Nach etwa fünfzehn Stunden Fahrt im Liegen und Stehen spüre ich ein Ziehen im Rücken, fünf Stunden später wird das Ziehen zu ausgeprägtem Schmerz. Ich laufe im Abteil auf und ab und versuche mich auf der Stehtoilette zu dehnen, aber bei der Ankunft in Bangalore ist mein Rückgrat dermaßen geschunden, dass ich nicht mal mehr meinen Rucksack schultern kann.

Nachdem ich in einem Hotel eingekcheckt, geduscht und einige Zeit ganz bewusst gegessen habe, breche ich auf zum Treffen mit Herrn Narsimhan, dem Architekten. Er empfängt mich in einem Café auf der Dachterrasse eines modernen Gebäudes im Stadtkern. Es wirkt fehl am Platz mit seiner großen Fensterfront und der frisch aufgetragenen weißen Farbe zwischen all den bröckelnden Fassaden. Wie eine einzige Krone in einem ansonsten von Karies befallenen Gebiss. Es stellt sich heraus, dass Herrn Narsimhan nicht nur das Gebäude gehört, sondern auch das Café, in dem wir sitzen.

»Der Teil hier oben ist mein Büro«, erklärt er mir, während eine Bedienung unsere Bestellung aufnimmt. »Hier draußen halte ich gewöhnlich meine Meetings ab. Manchmal empfangen ich aber auch Gäste, nachdem sie in meinem Kino nebenan einen Film geschaut haben.«

Aha, ein eigenes Kino also. Herr Narsimhan hat eine rauchige Stimme und strenge, fast aristokratische Gesichtszüge. Dunkle Augenringe bilden einen Kontrast zu den hellwachen Augen, mit denen er mich mustert.

»Also, was möchtest du hier machen?«, fragt er, legt die Stirn in Falten und stößt merkelgleich die Fingerspitzen beider Hände gegeneinander. Es hat etwas Dämonisches, wie er mich mit leicht geneigtem Haupt von unten anschaut und auf meine Antwort wartet.

»Das kommt darauf an, was es zu tun gibt«, antworte ich vorsichtig, ohne mir anmerken zu lassen, dass eine klassische Architekturbeschäftigung mich wenig reizt.

Als hätte er meine Gedanken gelesen, antwortet er: »Nun, du kannst entweder hier in meinem Büro arbeiten und klassische Architekturarbeit machen oder etwas Experimentelles.«

»Wenn es diese zwei Möglichkeiten gibt, dann entscheide ich mich für das Experiment.«

Ich lächle ihn an. Er lächelt zurück.

»Dann werde ich dir jemanden vorstellen. Sein Name ist Freeman, ein US-Amerikaner, und er ist tatsächlich, wie der Name schon sagt, ein sehr freier Mann.«

Wir verlassen das Haus, durchqueren ein Hockeystadion und bleiben vor einem Grundstück auf der gegenüberliegenden Straßenseite stehen. Ich war vorhin schon daran vorbeigelaufen, hatte es aber nicht weiter beachtet. Auf dem Gelände steht ein Baugerüst.

»Das ist *Jaaga*, was so viel wie ›Platz‹ oder ›Raum‹ in *Kannada*, der lokalen Sprache, bedeutet. Freeman hat das Gebäude aus Supermarktregalen gebaut und eine Organisation gegründet, die Ausstellungen und Vorträge über Technologie, Kunst und Design veranstaltet und gleichzeitig jungen Start-ups die Möglichkeit bietet, sich hier zu entfalten. Das Gebäude ist mit Strom und Wireless LAN ausgestattet. Sieht man ihm nicht an, was?«

Während ich den Erläuterungen des wohlhabenden Architekten folge, habe ich nur ein Bild vor Augen: Ich stehe vor einem Piratenschiff mit notdürftig geflickten Segeln und einem windschiefen, wackeligen Ausguck. Das Gebäude ist zu allen Seiten offen, nur ein paar zurechtgeschnittene LKW-Planen beschränken die Sicht nach innen. Von hier aus sehe ich, dass auf verschiedenen Etagen Menschen an ihren Computern sitzen.

Ich folge Herrn Narsimhan auf das Grundstück, wo er einen Inder mit Hornbrille nach Freeman fragt. Doch der scheint gerade unterwegs zu sein.

»Sag Freeman, dass ihr einen neuen *Artist in Residence* habt«, trägt er dem Mann auf, der nicht sonderlich überrascht wirkt. Dann wendet Herr Narsimhan sich wieder mir zu: »Du kannst hierbleiben. Freeman hat direkt um die Ecke in einem Wohnhaus ein Apartment gemietet. Dort schlafen diejenigen, die keine Unterkunft in Bangalore haben. Da kannst du dir einen Schlafplatz suchen, aber das wird dir Freeman mit Sicherheit nachher noch genauer erklären. Und jeden Mittag wird für alle

gekocht, für deine Verpflegung ist also gesorgt. Hier wird immer Hilfe gebraucht, du kommst gerade recht.«

Mit einem Handschlag verabschiedet er sich. Wer oder was bin ich jetzt? *Artist in Residence*? Was auch immer es genau bedeuten mag, ein Künstler mit Aufenthalt zu sein, Herr Narsimhan hat gewiss nicht zu viel versprochen: *Jaaga* ist ein Experiment.

»Hast du Hunger?«, fragt mich der Inder, während ich an einem der Tische sitze und warte. Worauf ich warte, weiß ich selbst nicht so recht.

»Ja, schon, wann gibt es denn Mittagessen?«, frage ich zurück.

»Eigentlich so gegen zwei, aber eben rief mich Freeman an. Er trifft sich ganz in der Nähe mit ein paar Leuten zum Mittagessen und sagt, wir sollen vorbeikommen.«

Als ich das Hinterhoflokal betrete, hängt Freeman Murray, mit baumelnden Füßen an einem Stahlträger und hält eine Art Vortrag über den aktuellen Stand seines Projekts. Der Mann mit dem dichten roten Haar und dem ebenso dichten roten Bart stammt aus San Francisco. Mit 28 verkaufte er sein Softwareunternehmen im Silicon Valley, und nun, zehn Jahre später, lebt er immer noch ganz gut von diesem Ertrag. Einige Jahre bereiste er die Welt, bis er in Indien seine neue Berufung fand: eine Gemeinschaft aufzubauen, die Kunst, Kultur und vor allem neue Technologien fördert. Bangalore erschien ihm der perfekte Ort für sein Projekt, mit der Heerschar an IT-Spezialisten, die jährlich in die Welt hinausströmen, um in den USA oder Europa ihr Programmierwissen einzusetzen. Aus Supermarktregalen baute er ein Haus und stattete es mit Strom und Sanitäreinrichtungen aus. Mit *Jaaga* wollte er einen *co-working-space* der etwas anderen Art anbieten. Heute kommen vor allem junge Designer und Programmierer dort zusammen, um an ihren Projekten zu arbeiten.

»Herzlich willkommen im Team«, begrüßt er mich und löst

seine rechte Hand von dem Stahlträger, um meine zu schütteln, während er sich mit der linken weiterhin über dem Fußboden hält.

Was meine Aufgabe sein wird, finde ich jetzt noch nicht heraus. Nach dem Mittagessen schlägt Marc, ein in Bangalore lebender Brite, vor, noch zu ihm zu gehen, um *Rock Band* zu spielen. Ich weiß nicht, was das bedeutet, aber ich halte es für eine gute Gelegenheit, um die Crew kennenzulernen und etwas über meine Tätigkeit herauszufinden. *Rock Band* ist, wie sich bald herausstellt, zweierlei: ein Computerspiel, das mit Plastikinstrumenten gespielt wird, die an eine Konsole angeschlossen sind, aber auch ein Codewort für eine besondere Beschäftigung: Rockband spielen, nachdem man sich ein paar *spacebrownies* (Gebäck mit Haschisch) mit Vanilleeis einverleibt hat. Es ist wie das Ritual eines Stammes, in dem jeder weiß, was er zu tun hat. Alle sind mit vollem Einsatz dabei. Das Haschisch entfaltet seine Wirkung, direkt aus der Mitte meines Körpers. Plötzlich ist die Mittagssonne verschwunden. Später erinnere ich mich daran, voll und ganz auf Singen, Plastikgitarre- und Plastikschlagzeugspielen konzentriert gewesen zu sein. Ich erinnere mich auch, dass man mich für meinen Einsatz an der Plastikgitarre gelobt hat und dass ich dem Plastikschlagzeug-Spieler *High Five* gegeben habe für ein lupenreines Solo. Dass ich gelacht, mitgefiebert und alles gegeben habe. Unmerklich wurde ich direkt in die Mitte eines Freundeskreises hineinkatapultiert, und niemand hat danach gefragt, was ich hier eigentlich mache, außer mir selbst – jedenfalls, soweit ich mich erinnere.

Am Morgen danach wache ich mit Rückenschmerzen in dem Apartment hinter Jaaga auf. Es ist ein geräumiges Apartment: zwei Schlafzimmer und ein Wohnzimmer, Küche, Bad. Allerdings teile ich mir den Wohnraum mit Freeman und zwölf indischen Programmierern. Als Teilhaber irgendwelcher Start-

ups sind sie aus dem ganzen Land hierhergeströmt, um von JAAGA unterstützt zu werden. Freeman wohnt in einem Zimmer, das zweite belegen meine indischen Mitbewohner. Das einzige verfügbare Bett im Wohnzimmer teilen sich gleich drei der Programmierer. Ich selbst habe mir eine dünne Schlafmatte auf dem Boden ausgebreitet, direkt unter dem Ventilator, um die Moskitos fernzuhalten. Natürlich hätte ich mir etwas mehr Luxus gewünscht, vor allem nach der körperlich fordernden Reise der letzten fünf Wochen, stehe aber zu meinen Walzregeln.

An diesem Vormittag stellt mir Freeman einen weiteren *Artist in Residence* vor. Eve stammt aus den Staaten und ist meine künftige Projektpartnerin. Sie ist hier, um einen vertikalen Garten zu bauen, für zwei Fassadenseiten des acht Meter hohen, wandlosen Gebäudes. Eve ist eine Art Gärtnerin im erweiterten Sinne, spezialisiert auf Nachhaltigkeit und alternative Methoden im Gartenbau. Allerdings wird sehr schnell deutlich, dass sie noch keine Idee hat, wie dieser Garten aussehen könnte, geschweige denn von seiner Konstruktion. Auch keiner der Jungs von Jaaga hat eine Ahnung davon. Freeman hat das Gebäude zwar selbst entworfen, konnte sich dabei jedoch größtenteils auf das baukastenartige Modulsystem der vorgefertigten Metallträger verlassen. In seinem Grundriss ist es eigentlich klassisch rechteckig, doch was innerhalb dieses zehn Meter breiten, vierzehn Meter langen und acht Meter hohen Raums passiert, ähnelt einem Labyrinth. Zwölf unterschiedliche Ebenen und Plateaus, mal quadratisch, mal rund, mal schlauchartig, verteilen sich auf ungefähr drei Stockwerke. Einige liegen so dicht an der darüberliegenden Ebene, dass man nur gebückt hindurchlaufen kann. An anderer Stelle kann man vom Erdgeschoss zum Himmel schauen, als hätte man ein Loch mitten in das Gebilde geschlagen. Und auch die verworrenen Treppenauf- und -abgänge lassen darauf schließen, dass hier jemand seinem Gefühl und nicht den Gesetzen der Baukunst folgen wollte. Obwohl es keine

Wände gibt und die Böden aus aneinandergelegten Bootsplan-
ken bestehen, ist es der perfekte Ort, um Verstecken zu spielen.
Ein freier Geist hat Jaaga kreiert, das sieht man – im Guten wie
im Mangelhaften. Es strahlt etwas durchweg Positives aus, ein
Arbeitsplatz, an dem ich noch meine Freude haben werde. »Al-
lerdings nicht der sicherste«, sagt der Deutsche in mir mit er-
hobenem Zeigefinger.

Was auch immer ich in den nächsten Wochen entwerfe, kann
am nächsten Tag schon wieder hinfällig sein, denn Freeman
unternimmt über Nacht gerne Optimierungen am Gebäude.
Eines Morgens betrete ich das Grundstück und staune. Ein
riesiges Stahlnetz wurde über die Hälfte der obersten Ebene,
der Dachterrasse, gespannt. An zwei senkrecht in den Himmel
schießenden Stahlträgern ist ein schwebender Chill-out-Ber-
eich befestigt. Etwa drei Meter oberhalb der Dachkante thront
das notdürftig befestigte Stahlnetzgebilde wie eine überdimen-
sionierte Hängematte über den umliegenden Dächern rund um
das Hockeystadion. Zur Straßenseite hin ist es nicht abgesichert.
Den mehr als zehn Meter tiefen Sturz würde man vermutlich
nicht überleben. Außerdem scheint etwas mit der Elektroin-
stallation nicht zu stimmen, denn mein Laptopgehäuse steht
konstant unter Strom und verursacht ein Kribbeln an meinen
Fingerspitzen.

Ich bin mit meinem Innenarchitektur-Studium offensichtlich
der Einzige vor Ort, der etwas von der Materie versteht, und ich
komme nicht umhin, Herrn Narsimhan zu unterstellen, dass er
mich mit der Experimentiernummer hierhergelockt hat, damit
ich die Arbeiten im Auge behalte. Er ist nämlich der Besitzer des
Grundstücks, auf dem Jaaga entsteht. Doch böse bin ich nicht
darüber. Ich bin, ganz im Gegenteil, ziemlich froh, in seine Falle
getappt zu sein.

Unser Team ist vollständig, als zwei Studentinnen von der
Srishti School of Design, Kannan und Nikita, sowie ihre Profes-

sorin Allison zu uns stoßen. Bei unserem ersten Treffen erklärt
uns Freeman seine Vision. Während er das tut, verbiegt er sei-
nen Körper in verschiedenen Asanas.

»Jaaga soll komplett autark werden. Natürlich werden wir
über Sonnenkollektoren unseren eigenen Strom generieren,
aber das ist erst der Anfang.« Er wechselt die Position. Legt sein
Bein auf einem der Stahlträger ab und beugt seinen Oberkörper
herab, bis er seitlich auf seinem eigenen Oberschenkel zu liegen
kommt. »Der vertikale Garten soll das Herzstück werden, durch
einen Kreislauf mit dem Rest des Gebäudes verbunden. Wir
heben einen Fischteich aus, darin setzen wir Tilapiafische aus.
Das Wasser pumpen wir in den Dachgarten. Dort bauen wir
Salat und Gemüse an. Dann läuft das Wasser weiter durch den
vertikalen Garten, nimmt dort allerlei Nährstoffe für die Fische
auf und fließt zurück in den Teich. Die Fische wiederum geben
mit ihren Ausscheidungen Nährstoffe für die Pflanzen ab. Und
die Pflanzen sowie die Fische dienen uns als Ernährungsgrund-
lage.«

»Aber so ein vertikaler Garten erfordert einiges mehr an Pla-
nung und auch an Finanzierung als ein horizontaler«, werfe ich
ein. »Wieso beschränkt ihr euch nicht auf den Dachgarten?«

Freeman steht kerzengerade auf seinen Zehenspitzen und
streckt die Arme in die Höhe, atmet ein, hält die Luft für einige
Sekunden an, atmet wieder aus und ist bereit, meine Frage zu
beantworten.

»Dir ist vielleicht schon aufgefallen, dass Bangalore nicht ge-
rade die beste Luft zu bieten hat. Und Jaaga liegt direkt an einer
Hauptverkehrsstraße. Mit dem vertikalen Garten als Fassaden-
ersatz schaffen wir einen natürlichen Filter – und gleichzeitig
einen Lärmschutz.«

Es hört sich nach einem genial ausgetüftelten Plan an, bis auf,
ja, bis auf den eigentlichen Bau. »Genau dafür«, behauptet Free-
man, »bist du jetzt hier. Wer oder was auch immer dich hier-

hergeleitet hat, muss uns freundlich gesinnt sein. Jemanden wie dich haben wir gebraucht. Du hast die richtige Ausbildung und die richtige Einstellung. Perfekt. Und ich bin mir sicher, dass du deine Zeit hier genießen wirst.«

Da bin ich mir ebenso sicher wie Freeman. Ich bin nun also Teil eines Projekts, das mir absolut freie Hand lässt, mich quasi zwingt, zu experimentieren. Bessere Voraussetzungen kann ich mir nicht vorstellen. Dennoch bleibe ich wachsam. Täglich könnte Mutter Indien mir wieder eine Lehre erteilen und alles umwerfen.

Mein Tagesablauf sieht hier wie folgt aus:

9:00 Uhr: Yoga mit Freeman, Eve und Allison in der Morgensonne auf dem Jaaga-Dach. Ich habe meinen Körper vorher noch nie so verrenkt. Nach drei Tagen habe ich einen Muskelkater, der mich zum Pausieren zwingt.

9:40 Uhr: Meditation. Auch bewusst meditiert habe ich bis jetzt noch nicht. Eve erklärt mir, dass man gewöhnlich ein Mantra von seinem spirituellen Meister erhält. Dieses Mantra ist eine kurze Abfolge von Worten, die bei der Meditation wiederholt geflüstert, gesungen oder gedacht wird, um die Aufmerksamkeit auf innere Energiepositionen zu fokussieren. Ich habe meinen spirituellen Meister noch nicht kennengelernt und deswegen auch kein Mantra parat. Während Eve mir im Lotussitz mit geschlossenen Augen gegenüberhockt, mit einem entspannten Lächeln auf den Lippen, das nur aus innerer Ruhe erblühen kann, entschieße ich mich, mir selbst zu helfen. Ich möchte auch so lächeln können! Meinen Meister finde ich in dem Musiker PeterLicht. Das Erste, was mir in den Sinn kommt, ist eine Zeile aus einem seiner Lieder. Flüsternd rezitiere ich in einer Dauerschleife: »Wenn ich nicht hier bin, bin ich auf'm Sonnendeck. Bin ich, bin ich, bin ich ...«

Auch wenn ich ein wenig geschummelt habe, funktioniert

meine Variante des meditativen Mantras. Oder ist mein Lächeln der Erleuchtung vielleicht ein breites Grinsen und rührt schlicht und einfach von meiner momentanen Situation her? Ich bin glücklich.

10:00 Uhr: Frische Kokosnussmilch beim Kokosnussmann auf der gegenüberliegenden Straßenseite kaufen, mit einem Strohalm direkt aus der frisch aufgeschlagenen Nuss trinken. Es wird wenig kommuniziert, da sich alle noch in Halbtrance befinden.

10:15 Uhr: Obstsalat mit Salz und Gewürzen vom Obstmann nebenan. Das Salz wirkt belebend. Wir besprechen die Aufgaben des anstehenden Tages.

10:30 Uhr: Kaffee oder Chai im Frühstückscafé am Ende der Straße. Meist bin ich hier nur mit Eve, um die erste Zigarette des Tages bei einem Heißgetränk zu rauchen.

10:45 Uhr: Rückkehr zu Jaaga. Die beiden Studentinnen warten schon mit neuen Ideen für das Projekt *Greenwall*.

11:00 Uhr: Unser Arbeitstag beginnt.

An das Gebäude und seine Wasserdurchlässigkeit habe ich mich bald gewöhnt. Bei den fast täglichen tropischen Regengüssen muss Jaaga geräumt und der Strom abgestellt werden. Der Straßenlärm legt sich immer nur dann, wenn eine Kuh unbekümmert die Straße überquert. Gemeinhin aggressive Verkehrsteilnehmer werden beim Anblick der heiligen Passantin ganz rücksichtsvoll. Die Moskitos haben mich zum alleinigen Ziel ihrer Begierde erkoren, und die Rikscha-Fahrer, die ich immer wieder für meine Materialbeschaffung anheuere, treiben mich mit ihrer Sturheit in den Wahnsinn.

»Nee, da fahr ich nicht hin. Da ist um diese Zeit Stau.«

Da ist verdammt noch mal immer Stau!

Ich erkenne mein Problem: Seit kurzem bin ich verantwortlich für ein Projekt – und will nun das Beste daraus machen. Es

ist mein Job, dass der Garten steht und auch stehenbleibt. Mein antrainierter Ehrgeiz steht häufig im Konflikt mit den Unwägbarkeiten des Lebens in Indien. Es ist eine Geduldsprobe, eine Lehre, eigenen Ansprüchen weniger Gewicht zu verleihen. Ob meine Ansprüche darauf abzielen, etwas Gutes zu tun und das bestmögliche Produkt abzuliefern, zählt hier nicht. Diese Einsicht passt auch zu meinen Erfahrungen in Kuala Lumpur. Mit etwas Geduld und vielen Worten komme ich dann meist doch noch zu meinen Zielorten. Die Überredungstaktik nimmt ein wenig Zeit in Anspruch, erspart mir aber Magengeschwüre.

Mein Job macht Spaß. Viel mehr, er erfüllt mich. Mit meinem Team sitze ich tagtäglich zusammen, wir diskutieren über unsere Entwürfe und die Funktionalität des vertikalen Gartens. Bald kann ich es kaum erwarten, dass die Yogarunde vorbei ist und wir uns an die Arbeit machen. Und wenn ich nicht in Jaaga Modelle baue oder Skizzen und Ideen bespreche, bin ich meist auf der *SP Road* unterwegs, einer Straße, die spezialisiert ist auf ... eigentlich auf alles. Computerteile, Küchengeräte, landwirtschaftliche Maschinen – kurzum auf alles, was aus Holz, Kunststoff und Metall gemacht ist. Nicht wenige Tage verbringe ich damit, zusammen mit Kannan und Nikita in dunklen, heißen Kellergewölben über Metallrohre zu klettern, während ich ölverschmierten Männern Antworten auf Fragen zu unserem Bauprojekt abringe.

»Ich brauche Stahlrohre in einem Durchmesser von ungefähr dreißig Millimetern. Die Wanddicke darf bis zu vier Millimeter betragen«, erkläre ich einem der Schweißer.

Er wendet sich an einen anderen halbnackten Mann. Der holt ein massives Musterrohr, das nur wenig mit meiner Beschreibung gemeinsam hat. »Etwas anderes haben wir nicht«, erklärt der Schweißer. Auf dem Weg zurück ins Licht sehe ich ein Rohr auf einem Stapel liegen, das meinen Anforderungen entspricht.

»Sie haben ja doch die Rohre, die wir brauchen. Wieso haben

Sie mir das nicht gesagt?«, frage ich den Schweißer etwas verstört.

»Die werden nicht lang genug sein«, erklärt dieser.

»Aber ich habe doch überhaupt keine Längenangabe gemacht«, bestehe ich auf einer Antwort.

»Die Qualität dieser Rohre ist schlechter«, erklärt er mit dem immergleichen unbewegten Gesichtsausdruck. Es scheint ihm völlig egal zu sein, dass ich seinen Falschaussagen auf die Schliche gekommen bin. Es könnte auch noch ewig so weitergehen. Er könnte immer neue Gründe erfinden, warum er mir die teureren Rohre verkaufen wollte.

Während der vertikale Garten am Reißbrett immer mehr Gestalt annimmt, werden die Abende länger, bier- und rumseliger. Meist verabschieden sich die disziplinierten Programmierer kurz nach Sonnenuntergang aus Jaaga, um im Apartment weiter ihre Start-up-Ideen zu diskutieren. Freeman, Eve, Kiran, der Hausmeister, und ich sitzen bis spät in die Nacht auf der Dachterrasse, visionieren, schauen Filme auf einer riesigen Leinwand oder tanzen in Umhängen aus LKW-Planen zu psychedelischer Musik aus den Siebzigern. Hippiesker könnte mein Leben nicht sein. Kopfüber bin ich in Jaaga hineingetaucht und kann mir überhaupt nicht mehr vorstellen, wieder an die Oberfläche, zurück zur Realität zu schwimmen. Hätte ich nicht schon vor meiner Ankunft in Bangalore einen Flug gebucht, würde ich wohl noch viel mehr Abende auf der Dachterrasse verbringen. Ich sperre mich aber auch aus professionellen Gründen gegen den Gedanken meines Aufbruchs. Der Garten ist zwar geplant, aber das Baumaterial ist noch immer nicht da, so dass ich die Phase der Realisierung verpasse.

Am Tag der Abreise sitze ich, mitgenommen nach meiner rauschenden Abschiedsfeier, im Kies und starre auf die im Wind gegen die immer noch löchrige Fassade schlagenden Plänen. Als ich schon im Begriff bin, meinen Rucksack aufzusetzen

und eine Rikscha zum Bahnhof heranzuwinken, biegt ein LKW rückwärts in die Einfahrt.

»Endlich, die neuen Gestänge für den Garten sind da«, freut sich Freeman. Aber mir fällt auf, dass der LKW viel zu kurz ist, um die acht Meter langen Stahlträger mitführen zu können. Als der Fahrer die Heckklappe öffnet, im Begriff abzuladen, stellt Freeman ihn zur Rede: »Das sind nicht die von uns bestellten Gestänge. Unsere müssten doppelt so lang sein. Wir warten schon so verdammt lange darauf, dass ihr die Dinger endlich liefert, und jetzt bringt ihr uns tatsächlich die falschen.«

Dem Fahrer ist es sichtlich unangenehm, erpapt worden zu sein. »Unsere großen LKWs sind schon seit Wochen ausgebucht, aber wir wollten den Auftrag unbedingt fristgemäß erledigen.«

»Sie sind drei Wochen später als verabredet. Fristgemäß nenne ich das nicht.« Freeman klingt ruhig, aber bestimmt.

Der Fahrer fährt fort: »Und damit es nicht noch später wird, haben wir einen unserer kleineren LKWs nach China geschickt, dort die Stangen in der Mitte durchgesägt und sind so schnell es ging hier runtergefahren.«

Weder Freeman noch Eve oder ich zeigen eine Reaktion. Wir sind fassungslos. Dies ist einer jener Momente, in denen man loslassen muss. So groß die Enttäuschung und so groß der Unmut über die für mich sinnfreie Arbeitsweise des Lieferanten auch ist, eine Szene zu machen würde nichts an der Tatsache ändern, dass ich den vertikalen Gartenbau nicht mehr miterleben werde. Bis der Schweißer endlich aufgetaucht ist, um die Gestänge wieder miteinander zu verbinden, bin ich längst in einem weit entfernten Land, konzentriere mich auf eine neue Aufgabe und die damit verbundenen Herausforderungen.

Indien, die Gütige, die einem gerne mal mit flacher Hand eine schallende Ohrfeige verpasst, beschert mir natürlich einen aufregenden Abschied. Nach einer fünfundzwanzigstündigen Zug-

fahrt von Bangalore nach Mumbai warte ich vor dem Flughafen, bis man mich hineinlässt. In motziger Grundstimmung stelle ich mich in die Schlange vor dem Check-in, zwei Meter neben mir zwei Polizeibeamte, ein Spürhund und ein herrenloser Koffer.

»Was ist denn hier los?«, frage ich einen Flughafenangestellten.

Er erklärt: »Eine Vorsichtsmaßnahme. In dem Koffer, dessen Besitzer nicht auffindbar ist, könnte eine Bombe sein.«

Die Reise setzt mir dermaßen zu, dass ich mich nicht mehr zurückhalten kann. Wut steigt in mir auf.

»Wenn ihr das vermutet, warum sperrt ihr den Bereich nicht weiträumig ab und verlegt das Check-in an einen anderen Schalter? Falls es sich wirklich um eine Bombe handelt, dann fliegen wir alle in die Luft. Nur weil zwei Polizisten danebenstehen, wird die Wirkung der Explosion nicht verringert.«

Er lächelt nervös, weiß auf meine Bedenken keine beruhigenden Worte zu finden.

Mir reicht es. Während ich den Flughafenangestellten fixiere, weiß ich, dass in meinen Augen die Apokalypse tobt. Zu meinem und wohl auch seinem Vorteil fasst der Angestellte mich am Arm und zieht mich an der Warteschlange vorbei zum Schalter.

»Ich bitte vielmals um Entschuldigung«, sagt er auf dem Weg dorthin. »Bitte haben Sie Nachsicht. Es tut mir außerordentlich leid, der Herr.« Ich mag es nicht, wenn mir so etwas passiert, wenn ich die Kontrolle verliere. Ich schäme mich. Ich bin Gast in diesem Land und maße mir an, über die hiesige Kultur und Lebensweise zu urteilen. Nur weil ich etwas nicht verstehe, muss es nicht schlecht sein. Ich verstehe die Mathematik auch nicht, würde aber nie behaupten, dass sie wertlos sei.

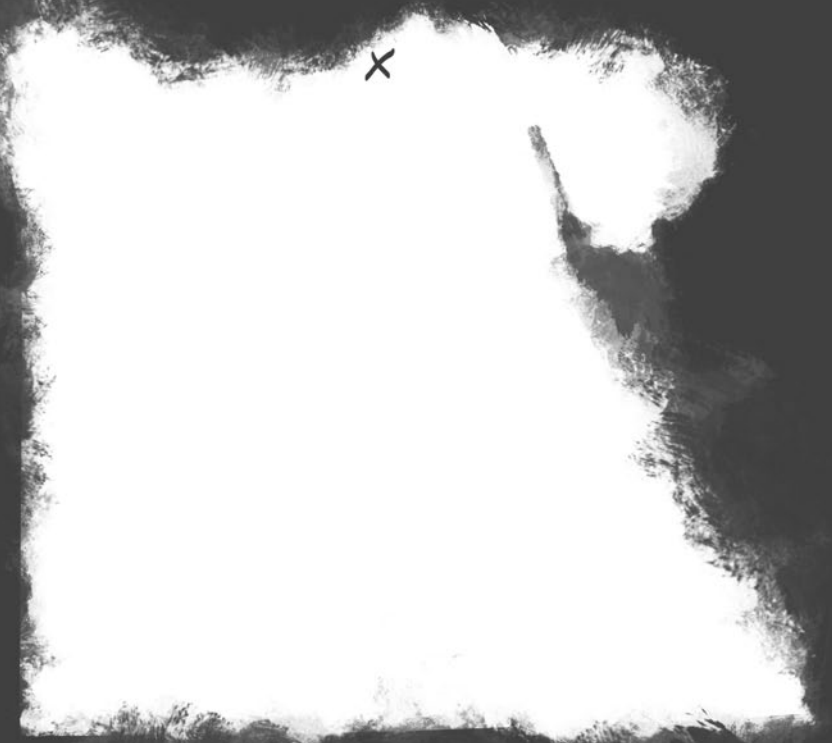
Nach einem verlängerten Zwischenstopp in Kuwait wegen Triebwerksschaden schlage ich nach fünfundfünfzig Stunden

Reise bäuchlings auf meinem Bett in Kairo auf. Endlich, nach einem Monat auf einer Isomatte wieder ein richtiges Bett. Mit Matratze, mit Lattenrost.



#5

ALLEIN IN ALEXANDRIA



*Alexandria,
August - September 2010*



Hier klicken, den aktuellen Ullstein Newsletter bestellen und über Neuigkeiten, Veranstaltungen und Aktionen rund um Ihre Lieblingsautoren auf dem Laufenden bleiben.

Jetzt reinklicken!

„Sind Sie auch
Vielleser,
Bücher**fan** oder
Hobby**rezensent**?“

„Dann **lesen**,
kommentieren und
schreiben Sie mit auf
vorablesen.de!“

Jede Woche vorab in brandaktuelle Top-Titel
reinlesen, Leseindruck verfassen, Kritiker werden
und eins von 100 Vorab-Exemplaren gewinnen.



vorablesen.de

Neue Bücher online vorablesen & rezensieren